



Renate Lechner plaudert mit ...



Liebe Augustin-Freunde!

In dieser Ausgabe freue ich mich besonders mit dem grandiosen Schauspieler, der in keine bestimmte „Schublade“ einzuordnen ist, z. B. u. a. Kabarett bei Gerhard Bronner – „Cordoba“ - in dem er als Solist 26 Rollen spielte, Liederabende, Lesungen, TV-, Film- und Theaterrollen in den verschiedensten Sparten, die Hauptrolle in dem Musical „The Producers“ und natürlich einer, dessen Name immer wieder mit dem Salzburger Jedermann in Verbindung gebracht wird: CORNELIUS OBONYA, über seine Erfolge zu plaudern, ihm die eine oder andere witzige Begebenheit zu entlocken und seine Einstellung bzw. seine Beziehung zum Wienerischen zu ergründen.

RL: Herr Obonya, Ihre Antwort auf meine Frage ob Sie für ein Interview rund ums Wienerlied bereit sind, war: „Ja für das nehme ich mir gerne Zeit“. Wie stehen Sie persönlich zum Wienerischen?

CO: Mein Vater hat mir etwas ganz Zentrales beigebracht, mit dem wunderschönen Satz: „es gibt keine Hochsprache ohne den dazugehörigen Dialekt.“ Als ich die ersten Lieder von Josef Meinrad etc., gehört und gesehen habe, dachte ich mir, das ist eigentlich super. Ich habe das als Kind auch so halb nachgemacht, wie Kinder eben Dinge nachmachen, die sie nicht wirklich verstehen. Genauso wie ich versuche, es meinem Sohn beizubringen. Wobei es ein Unterschied ist, weil er halber Deutscher ist.

RL: Konnten Sie Ihrer Gattin - der in Osnabrück geborenen Regisseurin - Carolin Pienkos - den Wiener Dialekt näher bringen?

CO: Ja, sehr. Meine Frau versteht und spricht mittlerweile auch ganz „tiefes“ Wienerisch. Es wird immer ein Akzent bleiben, aber es ist ihre Lust daran, es auch zu tun.

RL: Wie war es in Ihrer Kindheit, wurden Sie durch Ihre Eltern (Elisabeth Orth und Hanns Obonya gest. 1978) bzw. Ihren Großeltern mütterlicherseits (Paula Wessely gest. 2000 und Attila Hörbiger gest. 1987) mit dem Wienerlied konfrontiert?

CO: In meiner Kindheit lief ganz andere Musik. Meine Mutter hat Boney M. gehört, mein Vater war eher orchestral veranlagt. Aber das Wienerlied gab es durchaus. Es lief auch viel öfter im Radio oder Fernsehen, da hab ich meinen Großonkel Paul (Hörbiger gest. 1981) das „Fia-kerlied“ singen hören. Das kriegt man dann schon mit. Ich bewundere viele Leute, die klassisches Wienerlied singen und genauso interessiert es mich zu hören, wenn es plötzlich verjazzt ist. Dann bekommt es eine vollkommen andere Richtung. Aber wie gesagt, es war immer in meiner Kindheit und es war nie so, dass jemand aus meiner Familie sagte: „das musst aber können als Wiener“. Weder mir, noch der Generation davor, wurde jemals gesagt: „du musst irgendetwas erreichen, was deine Vorgänger erreicht haben, wenn du aus dieser Familie kommst“. So etwas gab es nicht. Wenn ich gesagt hätte ich möchte Physiker werden, dann hätte mich meine Mutter dahin-

gehend unterstützt. Im Gegenteil, man hofft, dass es mal einer nicht ist.

RL: Sie haben das Max-Reinhardt-Seminar nach einem Jahr (18jährig) verlassen, nachdem Sie ein Angebot von Gerhard Bronner, der in den fünfziger Jahren zu den wichtigsten Persönlichkeiten der Wiener Kabarett-Szene gehörte und junge, begabte Darsteller, wie z. B. Marianne Mendt, Peter Rapp, Luise Martini etc., förderte - erhielten. Wie empfanden Sie den Tausch von den ehrwürdigen Hallen des Reinhardt-Seminars auf die Bretter des „Cabarets Fledermaus“?

CO: Das war SUPER! Das war das Beste was mir passieren konnte. Weil da ging es richtig los. Erstens einmal war das mein Ort, den habe ich mir geholt. Ich hatte riesig viel Glück, Gerhard Bronner zu treffen. Bei ihm habe ich alle Basics gelernt, die ich in dem Jahr Schauspielschule lernen hätte sollen und das im Schnellkurs in 3 Wochen. In meiner Zeit in der „Fledermaus“ - die gerade umgebaut bzw. renoviert wurde und über uns die Stromleitungen brizzelten - hab' ich mir, eine vollkommene Geräuschunempfindlichkeit antrainiert. Und ich bin sehr, sehr dankbar. Gerade was das Lernen betrifft.

RL: Mit Gerhard Bronner, Lore Krainer, Kurt Sobotka und Herbert Prikopa, backten Sie bis 1988 gemeinsam an der wöchentlichen aktuellen Ö1-Sonntagsmorgensendung „Der Gugelhupf“. Ich stelle mir das - auch in Bezug zum Wienerischen - sehr prägend vor. Welche Eindrücke hat diese Zeit bei Ihnen hinterlassen?

CO: Da kann ich eine Anekdote erzählen und das war der Ritterschlag für mich in dieser „Combo“. Das waren die „Supercracks“ und ich war 19 Jahre alt - und das ist etwas was meine Mutter immer sagt: „das machen nur die Wirklichen“. In dem Moment, wo ich von Gerhard Bronner in die Truppe eingeführt wurde, war ich gleichwertiger Partner. Ich hab natürlich gewusst, wann ich schweigen muss und wann nicht, aber irgendwann fiel mir eine Pointe aus dem Mund - und der Sobotka war kurz still und sagte: „das ist gut, das bleibt“. Ab dann war ich drinn, da konnt' ich dann machen was ich wollte. Und ich hatte das Riesenglück, das bezeichne ich heute als eines der größten Glücksfälle meines Daseins, dass ich ein halbes Jahr lang als junger Mensch - und zwar genau in der Zeit wo man es lernen muss - Leute um mich herum hatte, die hießen: Kurt Sobotka, Gerhard Bronner, Lore Krainer und ein paar andere. Aber das ist so die Hauptcombo, mit der ich tagtäglich gearbeitet habe.

RL: Am Volkstheater an dem Sie von 1989 bis 1992 engagiert waren, haben Sie für Ihre erste Rolle als Eugene, in Neil Simons „Brighton Beach Memoirs“, den Skraup-Preis, einen Publikumspreis für Ihre erste Saison und den O. E. Hasse-Preis erhalten. Wie sind Sie in so jungen Jahren mit so viel Anerkennung umgegangen?

CO: Super! Mich hat's g'freut! Das hat mir meine Mutter von vornherein beigebracht bzw. das kannte ich von

meinen Eltern. Nach der Anerkennung, ist vor der Anerkennung! Das heißt, du fängst sofort wieder bei Null an. Wenn du dir das nicht klar machst, dann fährst du in ein paar Jahren vor die Wand. Da entsteht ein Effekt, wo du nur das machst, wo du ständig erfolgreich bist. Wenn einem die Eitelkeit dazu treibt, nur um dieses Gefühl wieder zu haben – wie ein Junkie, passiert Folgendes: wenn die Anerkennung nicht mehr wirklich kommt, dann stellt man die Frage: „Warum? Was mach ich falsch?“ Es folgt: Verbitterung, Arroganz und dann kommt der Hass auf alles was anders ist, wenn das kommt, ist das Hirn zu, für Dinge die draußen sind. Das ist nicht meine Auffassung von diesem Beruf. Deshalb habe ich auch „Cordoba“ genau 100 Mal – was ein Zufall war – gespielt, das waren 2 tolle Jahre. (Anm: 2010 mit dem Soloabend „Cordoba – Das Rückspiel“ im Rabenhof-Theater, hat Cornelius Obonya als Schauspieler sein Sprachgenie, den Komödianten, Stimmenimitator und Erzähler in 26 verschiedenen Charakteren bewiesen und hatte nur sechs Wochen Probezeit. Standing Ovation und zwei Jahre ein imponierender Erfolg.)

RL: Am Burgtheater haben Sie ab dem Jahr 2000 mit RegisseurlInnen wie Carolin Pienkos, Anselm Weber, Stefan Bachmann oder Falk Richter gearbeitet. Großteils traten Sie jedoch in Andrea-Breth-Inszenierungen auf. Wenn Sie es einem Laien erklären müssten, was hat Sie an der zwölfjährigen Breth'schen Ausbildung fasziniert?

CO: Das ist ein schweres Feld. Das Theater selbst. Den Umgang mit der Sprache. Das Erlernen eines Charakters und einer Rolle hatte ich schon weitestgehend gelernt. Mit ihr hab' ich den Griff d'runter hineingekriegt, ins wirklich intellektuelle Fleisch der Rolle, in die verschiedenen Möglichkeiten. Sie hat mir u. a. einen wunderbaren Satz gesagt den ich sehr schätze: „Willst Erfolg haben oder willst die Rolle spielen?“ Eine Dame hat einmal gesagt: „also gestern im Fernsehen da warn's ja bö's, des hat mir gar ned gfall'n, des san ja gor ned Sie“. Sie hat es mir aber geglaubt. Sie hat es mir so geglaubt, dass ich sie abgestoßen habe. Das ist letztendlich der Volltreffer, denn ich habe eine Geschichte zu erzählen und nicht mich. Wenn ich mich für die Rolle eines kinderschändenden Massenmörders interessiere, dann habe ich den kinderschändenden Massenmörder zu spielen und zwar so, dass ihnen schlecht wird. Das heißt aber auch, dass man in gewissen Dingen keinen vordergründigen Beliebtheiterfolg hat. So möchte ich Theater spielen denn letztendlich wird beides im Gedächtnis bleiben. Oder ein wunderbarer Satz (großartig für einen Schauspieler), ich komm gerade auf die Bühne durch eine Tür und sie sagt: „kuck du trittst auf, komm doch einfach mal rein“. Aber die volle Reinsenkung in eine Rolle, das ist Andrea Breth um es kurz zu machen.

RL: Ein Zitat Ihrer Mutter: „Das Burgtheater ist ein Haus, von dem man immer wieder einmal weggehen sollte, damit man nicht auf die Idee kommt, man sei ebenso berühmt“, haben Sie verinnerlicht. Zugunsten des Mel-Brooks-Musicals: „The Producers“ wo Sie in der Hauptrolle als Max Bialystock sowohl im Ronacher als auch im Berliner Admiralspalast gastierten und der Erfolg gab Ihrer Entscheidung recht. Nur Erfolg ist kein Dauergast. Hatten Sie keine Existenzängste?

CO: Ja klar, speziell wenn man „freigeht“, gibt's die Ängste immer. Die Dinge haben sich geändert; bei meinem Großvater war es noch die absolute Superhöhe an diesem Haus zu sein. Jedoch unser aller Arbeitswelt-Möglichkeit in diesem Beruf hat sich vollständig geändert. Also warum soll ich das noch immer als Höchstes sehen, wenn es das nur noch bedingt ist. Nicht weil das Burgtheater schlech-

ter ist, sondern weil es ganz andere Möglichkeiten gibt. Allein schon was sie heute beim Fernsehen oder im Kino drehen oder drehen könnten.

RL: Ich habe mir den Jedermann in Ihrer Besetzung angesehen und dachte mir nur: „wie schafft der Mann das?“ Diese Kondition, die Buhlschaft zu schultern über die Bühne zu laufen, sich dabei noch den umfangreichen, schwierigen Text zu merken, das bei größter Hitze etc., die lange Spielzeit keine Pause und ohne „pipi“ zu gehen, das kann doch nur funktionieren wenn Sie vor der Vorstellung nichts trinken?

CO: Nein, ganz im Gegenteil, man muss vorher extrem viel trinken, sonst hält man es hitzemäßig nicht durch und das schwitzen Sie raus, nach einer ¼ Stunde bin ich trocken wie ein Blatt Papier. Das ist kein Ding.

RL: Ist es schwer mit dem „Stempel des Jedermanns“ zu leben?

CO: Das macht nichts. Ich glaube es wird mich eher retten, dass ich nach 4 Jahren aufgehört habe. Was ein beidseitiges Aufhören war. Die neue Leitung wollte eine Veränderung und ich wollte auch nicht mehr. Also es war gut. Weil man muss es beenden eben um genau das zu verhindern. Ich find es schön, wenn die Leut' sagen, du warst ein super Jedermann.

RL: Können Sie gelernte Texte wieder abrufen oder löschen Sie diese von Ihrer „Festplatte“?

CO: Zwei drei Sachen bleiben hängen, also der Jedermann wird sicher im Klang hängen bleiben. Aber diese Zitierwut, mit dem eigenen Beruf ständig hausieren zu gehen und alle anderen Leute zu belästigen – auch wenn's sie's noch so gern hören – will ich nicht. Ich bin dann nicht auf der Bühne.

RL: Mögen Sie es, sich selbst zu sehen?

CO: Ja; ab und zu ja. Es gibt Künstler die hassen sich wie die Pest, aber nein, ich kann das gut. Nicht alles – manchmal denk ich mir, was hast denn da g'macht? Und manchmal denk ich mir, nein – das bleibt – ist ok, kann man lassen. Diese Eitelkeit hab ich durchaus.

RL: Nachdem wir in der Heimstätte von Helmut Qualtinger sitzen, fällt mir ein, dass Sie früher gefragt wurden, seine Lieder nachzusingen. Wie haben Sie darauf reagiert?

CO: Mit vollständiger Ablehnung. Da muss ich sagen, dass wär für mich so, wie den Herrn Karl spielen. Das ist ein eigener Solitär, der mit einer ganz bestimmten Phase der österreichischen Geschichte zu tun hat und wenn man das nicht so rüberbringt, dass es wirklich weh tut, dann lässt man es. Das fasse ich es nicht an, weil – warum auch? Ich könnte das so nie toppen. Gewisse Dinge tut man nicht oder tue ich nicht. Warum sollte ich die Eitelkeit haben, das jetzt auch noch zu machen. Ich möchte gerne andere Dinge tun.

RL: Da kommen wir nun zur Zukunft. In den letzten 2 Jahren spielten Sie an der Münchner Staatsoper den „Frosch in der Fledermaus“. Welche Neuigkeiten können Sie unseren Lesern berichten?

CO: Am 17. Juni d. J. ist an der Mailänder Scala die Premiere von der Entführung aus dem Serail, wo ich den Bassa Selim spielen werde und als weitere Neuigkeit kann ich verraten, dass die Mailänder Scala ihre erste Fledermaus bringt und das werden meine Frau und ich inszenieren dürfen. Heuer im Herbst fangen die Proben an.

RL: Haben Sie das Angebot dazu in Italien bekommen und ist das Ihre erste Inszenierung?

CO: Das ist meine erste Inszenierung und das Angebot hab ich während der Jedermann-Zeit von Pereira bekommen. Das verrückteste Angebot unserer Karriere. Ich

glaube ich werde der einzige österreichische Schauspieler sein, der es dann zu dem Zeitpunkt geschafft haben wird, auf der Bühne der Scala gespielt zu haben und zu inszenieren.

RL: Sie spielen den Frosch?

CO: Nein, das werd ich nicht tun, extrem nicht. Weil das muss ein Italiener sein und einer den die Italiener kennen. Aber das Komische ist, dass ich sofort instinktiv gesagt habe, wenn ich mich entscheide zu inszenieren, dann spiel ich's nicht auch noch. Ich will es mit meiner Frau zusammen inszenieren und dann hab ich auf der Bühne nichts verloren. Ich genieße das auch einmal.

Lieber Herr Obonya: ich habe das Interview mit Ihnen sehr genossen – dafür möchte ich mich herzlichst bedanken, selbstverständlich auch im Namen unserer Leser.

© Renate Lechner

18 Akkordeon-Melodien aus Wien

In den Jahren 1997 bis 2000 brachte die AKM eine Serie unter dem Titel „Beliebte Wienerlieder“ heraus, die Musikern Anregung zum Spielen von Wienerliedern geben sollte. Im Vorwort heißt es unter anderem: „... die Bemühungen, das kostbare Kulturgut Wienerlied gegenüber der enormen Vielfalt populär-musikalischer Erscheinungen zu behaupten ...“



Wie sich die Leserinnen und Leser von „Wienerlied aktuell“ sicher erinnern können, stand in der Ausgabe 97 ein Artikel über ein Projekt, das Wienerlied in den Bundesländern bekannter zu machen. Fredi Gradinger und Hubert Klausner, ein Musiklehrer aus Aschau in Tirol vereinbarten, ein Notenheft und eine CD zu produzieren, welche Musik zu Wiener Melodien beinhalten sollten. Diese Notenhefte werden in den Tiroler Musikschulen und am Konservatorium Innsbruck verwendet.

Nun hat sich Fredi nach seinem Schiurlaub ins Studio gesetzt und eine CD produziert, auf welcher 18 Melodien instrumental aufgenommen wurden. Unter dem Titel „Akkordeon Melodien aus Wien“ finden sich darauf Titel wie die „D-Lieder“, der „Hetzenendorfer-Marsch“, der „Mitternachts-Ländler“ oder ein Potpourrie von C. M. Zieherer. 18 Musikstücke laden ein, von Interessierten nachgespielt und geübt zu werden, damit eine Verbreitung des Wienerliedes möglich gemacht wird.

Schneider & Gössl
HEURIGER

**Alt Wiener Gastlichkeit mit
reichhaltigem Buffet und Wiener Küche
in behaglicher Atmosphäre**

Hotel und Appartements

A-1130 Wien, Firmiangasse 9-11 und 18

Tel. 877 61 09 od. 877 42 76, Fax 877 61 098

Täglich ab 16.00 Uhr geöffnet

www.schneider-goessl.at

office@schneider-goessl.at

Die CD ist bei Fredi Gradinger (Telefon (0)664 508 82 82) oder bei „Zillertal-Noten“ (Hubert Klausner, 6274 Aschau im Zillertal, Krapfergasse 3, Telefon +43 (0)5282/3905) [„info@zillertal-noten.at“](mailto:info@zillertal-noten.at) ab sofort erhältlich.

Das besprochene Notenheft wird bei den beiden ab Herbst 2017 erhältlich sein.

„Gaidos um 3“ im April

Oper, Operette und Wiener Lied bei Gaidos um 3

Im vollbesetzten Extrazimmer von Pizza Plus in Alt Erlaa begrüßte Gastgeber Walter Gaidos sein Publikum und seine musikalischen Gäste.

Die bekannte Entertainerin Susanne Marik, der Tenor Fermin Montagud, Klaviervirtuose Univ.-Prof. Béla Fischer und natürlich Walter Gaidos unterhielten die Anwesenden



mit Liedern aus Oper und Operette sowie Wiener Musik von Komponisten wie Hermann Leopoldi, Franz Zellwecker usw.

Nach der Begrüßung durch den „Walter aus Wien“ stellte dieser die Künstler vor, nicht ohne dankenswerterweise auf die Testexemplare unserer Zeitschrift hinzuweisen und dass man die auch abonnieren kann.

Den musikalischen Reigen eröffnete Walter mit dem Lied „I bin und bleib der Walter aus Wien“ und einem Potpourrie